

A. E. BREHM in einer ganz neuen Sichtweise — aus dem Blickwinkel des Germanisten. SCHULZE durchbricht im Anschluß an SENGLÉ (1969) und BRENNER (1990) die „literarische Trinität“ von Dramatik, Epik und Lyrik „durch das Einführen einer zusätzlichen vierten Gattung“ — der „Zweckform“:

„Die vorliegende Arbeit verläßt die eingefahrenen Geleise der kanonisierten Gattungen und wendet sich einem Autor zu, dessen literarische Leistungen weltweit Anerkennung erfuhren, doch von der Germanistik mit Nichtachtung gestraft wurden, da sie vorwiegend im Bereich der Tier- und Reiseliteratur erfolgten, innerhalb der erst noch als vierte Gattung zu etablierenden Zweckform ... Angesichts der Tatsache allerdings, daß es sich bei Brehm um germanistisches Neuland handelt, wählte ich einen anderen zeitaufwendigeren Weg: mich in sämtliche mir grundlegend erscheinenden Fragestellungen einzuarbeiten, die Ergebnisse jeweils knapp zusammenzufassen und so das Fundament für die weitere literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit Brehm zu liefern. Nach einem kurzen Lebensbild soll sich daher der Blick zunächst auf das literarische Werk in seiner Gesamtheit richten, danach ein kritischer Forschungsbericht vermittelt werden. Einem umfangreicheren Abschnitt über Brehms Literaturrezeption folgt die Erörterung seiner Entwicklung zum Volksschriftsteller, zuletzt schließlich — als längstes Kapitel — die Analyse der »Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika« als exemplarischen Text.“ (Bl. 4f.).

Die Forderung, A. E. BREHM den Literaturwissenschaftlern zu überarbeiten, wurde vor einiger Zeit direkt aus Renthendorf laut. Der damalige Direktor der Brehm-Gedenkstätte Klaus FISCHER schlug es 1989 vor. Sein Vortrag aber wurde erst jetzt (*Mauritiana* 15 (1995), S. 191–195) gedruckt:

„Leider hat sich meines Wissens bisher noch keiner unserer Literaturwissenschaftler mit dem Schriftsteller oder Dichter Alfred Brehm befaßt; sich dieser Seite seiner Wirksamkeit anzunehmen, wäre sicherlich auch eine reizvolle Aufgabe im Rahmen der Erberezeption.“

In der Analyse der Sprachfiguren des Textes der „Reiseskizzen“ gelangt SCHULZE zu dem Ergebnis, „daß die »Reiseskizzen« zahllose rhetorische Figuren enthalten, also vom normalen Sprachgebrauch abweichende oder mit ihm übereinstimmende Formungen des Sprachmaterials, die auf Erhöhung der Rede, Hervorhebung einzelner Teile oder Schmuck der Aussage abzielen, und zwar unabhängig davon, ob sie vom Schreiber des Textes beabsichtigt waren oder nicht“ (Bl. 88f.). Nachdem SCHULZE die rhetorischen Figuren erläutert und aus dem Text Brehms belegt, kann er feststellen, „das keine der hier besprochenen rhetorischen Figuren jemals übertrieben eingesetzt wird; immer erfolgt die Anwendung sparsam und wohllosiert, so wie man es von ästhetischer Sprache erwarten mag. Überhaupt ist das Niveau gleichbleibend hoch: Umgangssprachliche Wendungen beispielsweise, stereotype oder lediglich schmückende Adjektive finden sich nirgends; platte, abgegriffene Formulierungen sucht man vergeblich. Ohne überladen zu wirken, beeindruckt der Text durch sein gewaltiges, präzise und stilsicher eingesetztes Wortgut. Deutlich erkennbar ist das Bestreben, Leseanreize zu schaffen und den Geschmack breiter, gebildeter Kreise zu treffen. Erwähnt seien nur die zahlreichen Wiedergaben monologischer oder dialogischer wörtlicher Rede sowie der abwechslungsreiche, durch Doppelpunkte, Gedankenstriche und Sperrdruck aufgelockerte Satzbau. Daneben durchziehen deiktische Ausdrücke wie »dies«, »hier«, »ich« oder »jetzt« den gesamten Text und eröffnen gewissermaßen einen Vorstellungsraum, in dem der Leser selbst lokalisiert ist. ... Überwiegend im Stil des Realismus geschrieben, enthalten die »Reiseskizzen« nichtsdestoweniger eine Reihe romantischer Einlagen, die mehr oder minder vom Kontext abweichen und deren Funktion schwer zu beurteilen ist ...

Zusammenfassend sei zum Thema Sprachstil gesagt: Mit den »Reiseskizzen« legte der junge Brehm ein literarisches Werk von hohem künstlerischen Rang vor, das zwar noch nicht das Niveau des Tierlebens erreicht, ihm jedoch, im ganzen gesehen, nahe kommt.“ (Bl. 101f.).

Einige Fragen, Probleme und Errata sind anzumerken:

SCHULZE analysiert also BREHMS Bucherstling (1855) und nicht das Hauptwerk, das „Tierleben“ (1863 ff.), das den Ruhm begründete. In dankenswerter Weise versucht der Autor, die literarischen Anregungen, die auf Brehm einwirkten, sichtbar zu machen. Er rekonstruiert in mühevoller und fleißiger Kleinarbeit — und das mit gutem Erfolg — BREHMS Bibliothek und sogar manchen geliehenen Lesestoff. Der Einfluß E. A. ROSSMÄSSLERS (1806–1867) und Ernst KEILS (1816–1878) in Leipzig wird gewürdigt. (Kann man aber hier noch von Prägung (Bl. 63 u. 65) sprechen? BREHM war immerhin 29 Jahre alt, als er nach Leipzig kam!) Aber all' diese ermittelten Impulse — Bibliothek und geistige Umwelt Leipzigs — griffen zum großen Teil erst nach dem Druck der „Reiseskizzen“, d. h. sie gingen vor allem in das Hauptwerk ein.

SCHULZE untersucht den Einfluß der Eltern auf den Stil BREHMS und äußert sich sehr widersprüchlich. Er betont, es sei „unstreitig ... daß der Einfluß der Mutter *entscheidend* zur dichterischen Sprache des Sohnes beitrug, wie überhaupt dessen gesamtes Werk maßgeblich prägte“ (Bl. 41). Diese Aussage erscheint mir wenig verifiziert. Die Biographen von KRAUSE bis HAEMMERLEIN sind kein Beweis. Das einzige von Quellenwert ist eine dankbare Erinnerung Alfreds an die Mutter im Abglanze seines Lebensabends, die angeblich „fast allabendlich dem Gatten im Beisein der Kinder vorgelesen“ hatte, und ihren Kindern „die Lust zu fabulieren“ vererbte. Nun aber relativiert SCHULZE einige Zeilen weiter sein „Unstreitig“ und meint: „Wer von beiden Elternteilen jedoch die tieferen Spuren im Werk des Sohnes hinterließ, muß vorerst dahingestellt bleiben“ (Bl. 42). Und jetzt macht der Autor eine Kehrtwendung: „In dieses Bild paßt es, daß „Alfred“ an anderer Stelle sagt: „Was ich gelernt habe, danke ich meinem Vater, der ein Meister der Rede war, ein solcher Meister, daß ich mich nicht hätte vermessen können, ihm die Schuhamen zu lösen“. Der apodiktisch postulierte Einfluß der Mutter („dessen *gesamtes Werk maßgeblich prägte*“) wird also sehr unglaubwürdig. Allein schon vom Biographischen her sind gewichtige Einwände anzumelden. BREHM befand sich nur bis zu seinem 15. Lebensjahr in Renthendorf. Konnte sich Christian Ludwig bei seiner Arbeit als Forscher, Autor, Sammler und Präparator, der auch noch einen bürgerlichen Beruf als Seelsorger ausfüllte, und das dem Vernehmen nach vorbildlich, „fast allabendlich“ hinsetzen und dem Vorlesen der Gattin lauschen? Besaß die Gattin, die einen großen Haushalt mit sechs Kindern — davon drei geistig behindert!! — und einer Nebenerwerbslandwirtschaft vorstand, wirklich die Ruhe und Muße, um fast allabendlich vorzutragen? Außerdem haben die Pfarrersfrauen — gerade auf dem Lande — den Geistlichen zu unterstützen, auch wenn sie dafür nicht entlohnt werden. Also der Einfluß des Vaters ist m. E. gravierender, was Alfred ja schließlich selbst eingesteht. Allein schon durch seine Arbeiten wirkte der Vogelpastor auf seinen Sohn. Hier also mußte SCHULZE ansetzen. Der Stil des Vaters — vor allem der seiner „Beiträge“ („sein köstliches Werk“, so bezeichnet es der große Stilist Erwin STRESEMANN) — hätte er mit den „Reiseskizzen“ vergleichen müssen. Keinesfalls aber ist die fleißige und sehr instruktive Rekonstruktion der Bibliothek und des Lesestoffes vergeblich, sondern eine Vorleistung für eine exakte wissenschaftshistorisch wertende Brehmbiographie, die noch nicht geschrieben ist.

Der Autor (Bl. 1) meint, daß A. E. BREHM „Von den Gelehrten noch nie als einer der Ihren betrachtet“ wurde. Oder: „Es spricht für sich, daß Brehm noch nie den Zuspruch der wissenschaftlichen Zoologie gefunden hatte, dafür war er viel zu sehr Literat“ (SCHULZE, Bl. 28). Nun, Oskar SCHMIDT (1823—1886), einige Jahre vor HAECKEL Zoologieprofessor in Jena, später in Krakau, Graz und Straßburg, war Mitautor des „Tierleben“. Mir sind Urteile bedeutender Zoologen über BREHMS Hauptwerk bekannt, die SCHULZES Urteil geradezu widersprechen. H. A. PAGENSTECHE (1825—1889) lobte die „Meisterschaft“ und „Sorgfalt“, mit der der Tiervater zu Werke ging. Carl VOGT (1817—1895) schrieb „ich kann nur wünschen, daß Verfasser, Künstler und Verleger das schöne Werk, das ich jedem, jung und alt, als belehrende und unterhaltende Lektüre, als ein Buch von eben so viel innerem Gehalt als vortrefflicher äußerer Ausstattung empfehlen möchte“ (Genf, 9. März 1863). VOGTS Gegenspieler, der Physiologe, Anatom und Zoologe Rudolph WAGNER (1805—1864) schrieb am 9. März 1863, er „kenne ... seit Schinz's beliebtem Säuge-Tierwerke keines, welches so sehr eine edle Popularität mit wissenschaftlichem Gehalte vereinigt, als das von Herrn Dr. BREHM. Wie sehr aber das Material gewachsen ist, wie mannigfaltiger die Gesichtspunkte geworden sind, zeigt gerade die vorliegende Darstellung der Affen. Hinzu kommen nun die zahlreichen eigenen Erfahrungen des Verfassers, wozu das Werk in der Tat den Charakter einer *Originalforschung* gewinnt, während das Werk von SCHINZ nur Kompilation ist.“ Weitere sehr positive Stellungnahmen wären von OWEN (12. März 1863), Oskar SCHMIDT (7. März 1863), ROSSMÄSSLER (1. März 1863) u. w. a. anzuführen.

Wer „bot“ Christian Ludwig BREHM an, „Professor zu werden“ (SCHULZE Bl. 7)?

Völlig unverständlich ist mir SCHULZES Behauptung: „Christian Ludwig Brehm war es auch, der den Grundstein in Alfred legte für die kritische Auseinandersetzung mit dem Christentum und der ihn mit dem Denken Schleiermachers vertraut machte sowie mit der Naturphilosophie der Romantik.“ (Bl. 42).

Der Vater — das geht aus vielen seiner Arbeiten und Briefe hervor — war erfüllt von einem kindlich-naiven Gottesglauben, der ihm Halt und Hoffnung in seinem von vielen Schicksalsschlägen beschwerten Dasein bot. Nie und nimmer stand er dem Christentum kritisch gegenüber. So ist es m. E. auch undenkbar, daß er den Sohn zur Kritik aufrief oder ihm gar kritische Gedankengänge weitergab. A. E. BREHM kannte BÜCHNERS Kraft und Stoff, zitiert schon 1856 Carl VOGTS „Köhlerglaube und Wissenschaft“, und er wurde auf seinen Reisen mit anderen Religionen konfrontiert. Also eine religionskritische Haltung Alfreds fließt aus anderen Quellen als dem Vater. Daß der an die Buchstaben der Bibel glaubende Christian Ludwig — „Die echte religiöse Ansicht der Natur können wir am besten aus der Heiligen Schrift kennen lernen“ (1827) — den Sohn mit der Naturphilosophie der Romantik „vertraut machte“ (SCHULZE, Bl. 42) glaube ich nicht, da er sich dieser ganz und gar verweigerte: „Diese Naturphilosophen begehen dann offenbar den größten Fehler, daß sie die Natur konstruieren, d. h. ihre

Wesen, Kräfte und Gesetze selbst schaffen wollen. Eben dadurch wird ihr Streben schief, ihr Geist aufgeblasen, und ihr Gemüt von Gott entfernt“ (1827). SCHELLINGS Philosophie habe er – Christian Ludwig – „nie ... begreifen können“. Es ist also nicht glaubhaft, daß der Vogelpastor dem Sohne, der überdies mit ca. 15 Jahren das Haus verließ, die Gedankengebäude der SCHELLING, HEGEL, OKEN u. a. vermittelte.

SCHULZES Anwürfe, ich kritisiere HAEMMERLEIN „aus der persönlichen Abneigung“ (Bl. 36) heraus, muß ich ganz energisch zurückweisen. Als ich meine Kritik an „Der Sohn des Vogelpastors“ (1989) schrieb, kannte ich den Autor persönlich nicht. Wenn mir SCHULZE (Bl. 36) „Haarspalterei“ vorwirft, muß ich vermuten, ich habe mich entweder für ihn unklar ausgedrückt, oder er hat meine Kritiken nur oberflächlich gelesen. Immerhin konnte ich nachweisen, daß BREHM einen Teil der Renthendorfer Chronik – die HAEMMERLEIN in Beitr. z. Vogelkde. 30 (1984) wiedergibt und als Erstdruck deklariert – schon selbst in einem lokalen Geschichtswerk teilweise publizierte. Mindestforderung an den Brehmbibliographen HAEMMERLEIN wäre gewesen, daß er diesen Sachverhalt angemerkt hätte.

Daß ich nicht der einzige bin, der an HAEMMERLEINS manchmal etwas eigenwilligen Formulierungen Anstoß nimmt, zeigt z. B. B. SCHNEIDER (Mauritiana 14 (1993), S. 98).

Meine Forderung nach einer wissenschaftshistorischen Einordnung muß ich aufrecht erhalten, damit das Phänomen A. E. BREHM verständlich wird. Und das auch trotz des Gefühlsausbruches SCHULZES: „Die Wirkungsgeschichte des Tierlebens, Herr MÖLLER, ist verzweigt und vielschichtig, genug für mehrere Dissertationen“. Das weiß ich selbst, der ich mich sicher länger mit Christian Ludwig und Alfred Edmund BREHM beschäftige, als SCHULZE. Solche Emotionen haben in einer wissenschaftlichen Arbeit und schon gar nichts in einer Examensarbeit zu suchen. Wir leben nun mal nicht mehr in den Zeiten Ernst HAECKELS.

RUDOLF MÖLLER (Rudolstadt)

Einhard BEZZEL: *Artenliste der Vögel Bayerns. – Garmischer vogelkundliche Berichte 23 (1994), 65 Seiten. Garmisch-Partenkirchen*

Die allgemeinen Anmerkungen, die E. BEZZEL seiner Artenliste voranstellt, richten sich an die Faunisten, die sich der Feldarbeit widmen oder zusätzlich systematisch auswerten, und an jene, die gewohnt sind, faunistisches Wissen in Faunenwerken zu suchen.

Die Artenliste als Darstellungsart war in der sammelnden, beschreibenden und ordnenden Phase der Zoologie-Geschichte als sparsam kommentierte Form und als selbständiges Werk üblich und wurde in den jüngsten Jahrzehnten, mit der Hinwendung zur quantitativen Faunistik, aus der anspruchsvolleren Literatur verdrängt. Sie ist nun auf regionaler Ebene wieder da, in neuer Form und in Deutschlands Avifaunistik auffällig seit dem Ende der 1980er Jahre. Sie soll eine übliche faunistische Darstellungsart werden, seitdem sie als international bewährt gilt, und wird so dem Faunenwerk gegenübergestellt.

Diese neue Variante ist aus der Not mit den Faunenwerken geboren, denn „das sehr unterschiedliche Schicksal einiger umfangreich angelegter Landesavifaunen der letzten Jahrzehnte zeigt zumindest, daß es trotz hohen Einsatzes ... kaum möglich ist, umfassende Darstellungen einheitlicher Aktualität zu veröffentlichen oder innerhalb angemessener Frist fortzuschreiben“ (BEZZEL). In dieser Hinsicht hat die Artenliste den Vorteil, daß sie sich rascher fortschreiben und aktualisieren, vielleicht sogar in regelmäßigen Abständen mit geringem Aufwand publizieren läßt. Zudem ist sie besser handhabbar bei der Suche nach kurzen, einfachen Antworten. Damit wird sie in vielen Fällen des praktischen Naturschutzes das geeignete Arbeitsmittel sein und zweifellos den Vorzug vor dem Faunenwerk erhalten.

Im übrigen ist aber zu bedenken, daß sich die Not mit den Faunenwerken auf unangemessene Forderungen gründet. Die nach Aktualität (oder Sensationen?) ist eine solche. Die Dynamik einer Fauna gewährt dem Faunenwerk Aktualität über längere Frist doch nur um den Preis, die subtilen Beobachtungen zu vernachlässigen und grobe allgemeingültige Skizzen anzufertigen. So werden Präzision und Verlässlichkeit fraglich. Mit einem Faunenwerk sollte jedoch die Gelegenheit genutzt werden, aus den zahlreichen Beobachtungen und Daten eines längeren benannten Zeitabschnitts dessen faunistische Entwicklung im Detail zu beschreiben, also eine „Naturgeschichte“ des Faunenwandels, ein Nachschlagewerk dieses Wandels zu verfassen. Ein Anschlußwerk sollte dann in der Hauptsache die Fortsetzung dieser Chronik, weniger die Neubearbeitung des schon Dokumentierten sein. Leider fehlt